14. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 208

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(11. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Wenige Tage später stand Anna am Falkenbergschen Tor, als Ruth durch den Garten ging.

„Kann ich zu Euch herüberkommen, Ruth?", fragte sie.

„Aber gewiß."

Da riß Anna das Tor auf und stürzte auf Ruth zu. Um den Hals fiel sie ihr. „Ach, nun ist ja alles wieder gut. Nicht mehr in den Garten getraut habe ich mich. Und solche Sehnsucht nach dir gehabt." Tränen hatte sie in den Augen.

Ruth küßte die Freundin. „Aenne, liebes kleines Schäfchen."

„Christof hat mir erzählt. Ach, ich war ja so froh."

In Ruth glättete sich etwas. Sie wußte selbst nicht, was es war. Noch lag Anna in ihrem Arm, schmiegte sich an sie, wie ein scheues Vögelchen. So klein kam sie ihr vor — körperlich klein. Sie konnte auf den blonden Kopf hinabsehen, auf dies gebändigte, wohlfrisierte Blondhaar, das sich überall kräuseln und locken wollte, aber mit Netz und hellen braunen Schildpattkämmen zur Ordnung gezwungen wurde.

Schwesterlich fühlte sich Ruth, fühlte wie nie vordem, daß sie Anna liebte, daß ihr dies Kind mehr war als eine Freundin. Mehr als Lisa. Wie kam's, daß sie das jetzt erst erkannte, daß sie es nicht vordem gefühlt, nicht in der Jugendzeit, nicht in den Verlobungsmonaten, als sie tagaus, tagein beieinander gewesen?

„Ja, Anna — nun ist alles wieder gut."

Den Kopf hob die kleine Falbenberg. Weit offen standen ihre großen Blauaugen. Voll Vertrauen blickten sie Ruth an. Da beugte sich Ruth und küßte sie, erst auf die Stirn und dann mitten auf den Mund. „Komm — komm, jetzt wollen wir wieder durch den Garten gehen — erst durch unseren, dann durch Euren."

Die Maisonne schien. Vögel sangen. Die Büsche blühten. Die Blumen dufteten.

Alles das überkam die beiden Freundinnen im langsamen Schreiten durch das stille Grün.

Wie schön es war, Frieden zu schließen. Auch wenn man gar nicht Krieg geführt hatte.

Eng drängte sich Anna an Ruth. Und Ruth dachte wieder: Ist es nicht ganz anders wie mit Lisa? Ist mir Anna nicht näher, verwandter?

Vor dem Borkenhaus blieben sie stehen.

„Hast du dieses Jahr unsere Leberblümchen gesehen? So üppig wucherten sie."

Anna schüttelte den Kopf. „Ich sah sie nicht. Ich traute mich ja nicht zu Euch."

„Du hättest dir welche pflücken sollen — du! Und nicht die andern."

„Wer?"

„Ach laß, Anna — laß es. Ich will mir diese Stunde nicht verderben."

Und sie lief den Weg entlang, zog die kleine Holzpforte auf, die zum Nutzgarten führte. An einer breiten Rabatte kniete sie nieder und griff hinein in die Fülle der Narzissen. Gelbe und weiße pflückte sie, schnell, hastig. Dann stand sie auf, legte den vollen Strauß Anna in den Arm. „Warte — warte." Weiter ging es zu den Fliederbüschen, blühende Zweige brach Ruth, märkischen ländlichen lila Flieder und weißen gefüllten spanischen. Und wieder gab sie alles der Freundin, bis Anna beide Arme ganz voller Blumen und Blüten lagen. Bis zum Hals stieg die bunte Flut: grün, gelb, weiß und lila. Nur der Kopf sah über das blühende Meer hinaus: das frische, runde, strahlende Mädchengesicht, in dem die blauen Augen leuchteten und darüber die blonde Haarkrone, in der die Sonnenstrahlen sich verfingen.

Vor der kleinen Falkenberg blieb Ruth stehen und sah sie an, ein frohes Lachen um den jungen Mund. „Aenne, Aenne — das ist ja ein Bild. Gemalt müßte das werden. Dein Kopf über den Blumen. Ach, daß der Hermann nicht da ist, der würde seine Freude haben."

Da war der Name zum ersten Mal gefallen. Beide traf es. Ruth schlug das Blut ins Gesicht. Wie konnte ich — wie konnte ich?

Und Anna senkte den Kopf tief hinein in Flieder und Narzissen. Sie konnte sich nicht rühren, nicht eine Hand heben, dann wäre die ganze blühende Pracht zu Boden gefallen. So unbeholfen kam sie sich vor. Weglaufen wollte sie und konnte es nicht. Die Blumen hielten sie. Und der Name, der Name klang ihr weiter im Ohr. Sie fühlte, daß ihr die Tränen kamen, sie wollte nicht weinen. Tiefer preßte sie das heiße Gesicht ins kühle Blättergewirr des Flieders. Es half nichts; die Schultern begannen zu zucken und das wilde Schluchzen war da.

Ruth sah es, hörte es. Sie war bestürzt. „Sei nicht böse, Liebes, Geliebtes, sei nicht böse." Ihren Arm legte sie um Annas Schulter und führte sie zum Borkenhaus, drückte sie nieder auf die schmale Holzbank. „Warum weinst du, sag mir, warum du weinst."

„Ich weiß nicht, Ruth. Ich bin dumm, töricht. Ich erschrak so, als du Hermanns Namen nanntest. Aber es ist schon wieder gut."

Die Blumen lagen jetzt auf ihrem Schoß. Stumm

faßte sie in die Zweige hinein und begann sie zu ordnen, wortlos. Und Ruth tat es ihr nach, die Narzissen nahm sie. Und als jedes einen Strauß fertig hatte, den die Hand kaum umspannen konnte, stand sie auf. „Ich hole Bast. Warte einen Augenblick."

Am Nutzgarten lagen die Gewächshäuser. Zu ihnen lief Ruth. Wie die Sonne brannte. Heiß wurde ihr, und der Atem ging schnell. Sie mußte sich an die Ziegelmauer lehnen, ehe sie die Tür öffnete, so schlug ihr Herz. Warum hatte Anna geweint, so geweint?

Unter den Glasdächern stand Topf an Topf in vollster Farbenpracht: Geranien, Petunien, Begonien. Und dazwischen, aus Bast- und Weidenkörben herniederhängend: Orchideen. Durch all das Bunt ging Ruth, bis zur Arbeitskammer des Gärtners, wo Garn und Bast lag.

Dann schritt sie zurück. Ein Zweig mit vier Orchideenblüten lockte sie. Sie brach ihn.

Als sie wieder ins Borkenhaus trat, saß Anna noch am alten Platz. Sie banden die Sträuße zusammen.

„Nimm alles mit, Anna," bat Ruth. „Und grüß mir die Eltern. Bring jedem etwas. Deiner Mutter die Narzissen, deinem Vater den Flieder. Von mir, Anna." „Gern, Ruth."

Zur Falkenbergschen Pforte gingen sie zurück und durch sie hindurch bis zum Falkenbergschen Hause.

„Es ist ja so gut so," sagte Anna. „Weißt du, wir müssen die Brücke schlagen, wir beiden. Ach, Papa hat ja so unter der Entfremdung gelitten. Daß er nicht mehr zu deinem Vater herüber konnte, daß dein Vater nicht mehr zu ihm kam. Aber nun wird ja alles wieder werden."

„Es muß wieder werden, Anna." Und als Anna schon in der Tür stand, drückte sie ihr noch den Orchideenzweig in die Hand. „Nimm ihn auch noch. Und grüße alle recht, recht herzlich." Fort lief sie.

*

Hermann war in München gut untergekommen. In der Leopoldstraße dicht hinter dem Siegestor lag seine Wohnung, Zimmer und Atelier, in einer kleinen Villa mit nettem Hintergarten. Die Besitzer hatten bessere Tage gesehen, ehe die Nachkriegszeit sie um ihre Renten betrog. Sie hatten früher nicht abzuvermieten brauchen. Sie hatten aus alter Zeit noch schönen Hausrat. So hatte auch Hermann in seinen Räumen gute Möbel und Teppiche vorgefunden. Das Atelier war eigentlich kein Atelier, es war ein hohes, helles Nordzimmer, das zwangsläufig, damit es sich besser vermietete, zur Werkstatt eingerichtet worden war. Eine Staffelei stand drin, die Wände waren licht getüncht und die Gardinen waren durch einfache weiße Vorhänge ersetzt. Das war alles. Sonst war es ein behaglicher Wohnraum mit Chaiselongue, Sesseln, Schreibtisch und Bücherschrank.

Hermann wußte auch nach wenigen Tagen, daß es noch gute Weile haben würde, bis er in seinem Atelier zum Malen käme. Er stellte zwar einen Spannrahmen auf die Staffelei und ein paar an die Wand, er steckte die Pinsel in eine große Vase und legte den Farbkasten auf einen Tisch, aber malen — hier malen, so weit war es noch nicht.

Gemalt wurde vorläufig draußen bei Professor Georg Wolff.

Professor Wolff hatte dicht vorm Nymphenburger Schloß am Wasser der Auffahrtsstraße sein kleines Haus mitten in einem Buschgarten. Einstöckig und schmalbrüstig war es, ein alter Kasten, eingeteilt in lauter kleine Räume, die alle gedrängt voll Möbel standen und deren Wände von oben bis unten mit Bildern behängt waren. Aber was für Möbel und was für Bilder! Hermann war wie durch ein Museum gewandert, als er seinen Antrittsbesuch beim Professor machte.

„Gelt, da staunen Sie, Herr von Zimmer!" hatte der gesagt. „Hab mir aber auch meinen Kram mit Liebe zusammengeholt. Als ich herkam vor vierzig Jahren, war noch manches zu finden bei uns hier in München und noch mehr draußen auf dem Lande. Für billiges Geld. Schauen's, für den Barockschrank da, hab ich dreißig Mark gezahlt. An einer Kellertreppe hat er gestanden, und dreckig ist er gewesen, daß ihm keiner die Intarsien angesehen hat. Selbst hab ich ihn mir mit zwei Freunden auf'm Handwagen in meine Bude gefahren. Und dann haben wir gewaschen und geölt und poliert. Beim Tischler hab ich mir zeigen lassen, wie man Fournier ergänzt und Risse ausspänt, geschuftet hab ich wie an keinem Bild. Hab aber auch fast an keinem Bild so eine Freud' gehabt wie an dem Möbel. Nachher haben die Altträucherer mir das Haus eingelaufen, ich sollt' ihnen den Schrank lassen. Rausgeschmissen hab ich sie. Das ist mein erstes eignes Stück gewesen, das bleibt bei mir. Na, so ist eins zum andern gekommen. Sehen Sie, die holländische Bank da — na, das erzähl ich Ihnen ein andermal."

„Und die Bilder, Herr Professor, das ist doch ein Lenbach."

„Freilich ist's einer. Und da ein Keller. Das dort ist Uhde und links daneben die kleine Studie ist Piglhein, dort hängt ein Friedrich Fehr, ich hab's ihm mal gestohlen, wie er noch in Benczurs Malklasse saß, ich war damals grad beim seligen Löfftz mit Olde und Claus Meyer zusammen. Von denen kann ich Ihnen drüben was zeigen. Der Fehr da, das ist übrigens das einzige, was ich gestohlen habe, alle andern sind ehrlich getauscht. Ja, ja die andern, die haben's verstanden. Die haben's zu was gebracht. Ich bin immer ein armer Schlucker geblieben. Und geschmiert hab ich doch auch nicht."

Ein Hüne war Georg Wolff. Er mußte sich fast bücken, wenn er durch seine niedrigen Zimmertüren trat.

Das Atelier lag hinter dem Haus im Garten. Ein flacher, niedriger Bau. Vier beworfene Holzwände um einen einzigen sehr großen Raum. Darüber ein Dach mit Teerpappe belegt. „Den Kasten hab ich mir selbst zurecht gezimmert mit meinen Schülern. Spaß hat's gemacht. Zuerst wollt's nicht recht glücken, da warf ihn der Sturm um. Aber jetzt steht er bombenfest."

Im Atelier war der Professor dann ernst und sachlich geworden. Eine kurze Pfeife hatte er sich angesteckt und Hermann von oben bis unten betrachtet. „Also malen wollen Sie bei mir lernen, bester Herr — malen! Ein hübsches Wort ist das. Malen. Klingt so leicht. Ist aber verflucht schwer. Und Porträt natürlich. Das soll ich ja allen beibringen. Haben Sie's sich auch recht überlegt?"

„Aber natürlich, Herr Professor. Ich habe es Ihnen doch geschrieben."

„Na ja — man schreibt so viel. Auch Skizzen haben Sie mir geschickt. Ich hab' sie mir angesehen. Bisher haben Sie noch herzlich wenig gelernt — nichts eigentlich. Warum soll ich Ihnen etwas vorreden. Sie haben mir ja auch geschrieben, Sie hätten's eigentlich nicht nötig. Das ist sehr hübsch für Sie. Ich hab's immer nötig gehabt." Er machte eine Pause, sog gewaltig an seiner Pfeife. Dann fuhr er fort: „Wir können's ja mal versuchen. Es hat mir schon mancher Skizzen geschickt, die besser waren, und ist nachher doch ein Patzer geblieben. Na, wir werden ja sehen."

(Fortsetzung folgt)

Hunger

Eugen Ehlert. N.D.S.

(Schluß)

Er hatte diese Worte heftig gesprochen. Nun ergriff er die Mütze, schritt zur Tür hinaus und warf sie krachend ins Schloß.

Anna aber saß am Tisch, mit beiden Händen ihren Kopf stützend und ein tiefes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Unaufhörlich rannen ihr die Tränen über die Wangen und netzten ihre schönen, schlanken Hände.

„Und ich werde doch fahren," murmelten ihre Lippen.

Wochen waren vergangen. Immer trübere Nachrichten kamen aus den Dörfern.

Die Straßen zu den Städten waren mit einer unübersehbaren hungernden Menge gefüllt. Männer mit eingefallenen Augen und schlotterndem Körper, Frauen, abgezehrt zu lebendigen Skeletten mit schreienden Kindern an den dürren Brüsten, lagen überall auf den Straßen und Gassen. Sie winselten um ein Stückchen Brot, aßen Kräuter und Baumrinde in sich hinein, wie hungerndes Getier. Aus verpesteten Sümpfen, in welche man die Toten hineingeworfen hatte, tranken sie Wasser.

Geduldig, wie eine große Viehherde warteten sie auf Hilfe von den Behörden, auf die helfenden Hände Amerikas.

Und die Not wurde von Tag zu Tag größer, noch kam keine Hilfe. Die Polizei hatte alle Versuche, die hungernden Massen auseinander zu treiben, aufgegeben. Man überließ sie ihrem furchtbaren Schicksal.

Da lagen sie nun da auf offenem Felde, auf Straßen und Plätzen. Die Sonne brannte erbarmungslos mit ihren sengenden Strahlen, der heiße Wind jagte ganze Schwaden von trockenem Staub über ihnen hinweg, daß ihnen das Atmen verging. Regen prasselte auf sie hernieder, durchnäßte sie bis auf die Haut.

Doch die Massen wichen nicht. Viele starben, wo sie lagen. Ihre Leichen warf man in die Sümpfe, in die Gräben, und bald lagen wieder andere Hungernde auf ihrer Stelle.

Die ganze Gegend sah wie ein riesengroßes Lazarett aus, in welchem der Tod ständiger Gast war. Stumpfsinnig, willenlos ergab sich die Masse der Menschen, die nur noch den Namen mit diesen gemein hatte, in ihr furchtbares Geschick. Es gab keinen, der sich darüber aufgelehnt hätte, keinen, der eine flammende Anklage gegen die Urheber dieses himmelschreienden Elends erhoben hätte. Rußlands Kinder hatten das Leiden gelernt.

Ueber dem kleinen Dörfchen am Kamaflusse rauschte der Tod mit aschfahlen Fittichen — und wen sein starres Auge ansah, der mußte hinunter in die Grube.

Die Bauern waren still und versonnen geworden. Der Tod hatte schon zuviel Opfer von ihnen gefordert. Manche Häuser standen einsam und verlassen da, alle, die einst darin lebten, hatte Bruder Hein mitgehen heißen. Kein lebendes Getier war im ganzen Dorf zu sehen, weder Hund noch Kater. Selbst die Vögel des Himmels hatten den todgeweihten Ort verlassen, mieden die Stätte ihrer Verfolgung.

Oede und trostlos war es im ganzen Dorf. Alle wußten, daß sie dem Tode entgegengingen, konnten fast ihre letzte Stunde ausrechnen.

„Wenn die Vigilia sein wird, dann wird alles zu Ende sein," dachten sie. „Dann sind alle im Schoß unserer heiligen russischen Erde, dann hat alles Leid ein Ende."

Telachowitsch hatte die langen Wochen hindurch auf Anna gehofft, daß sie kommen würde. „Sie wird uns Lebensmittel mitbringen. Wir können uns wieder einmal sattessen und unseren darbenden Brüdern und Schwestern etwas abgeben." Doch seine Hoffnung war zuschanden geworden — Anna kam nicht

„Mutter," sprach Telachowitsch zu Gruscha, seiner Frau, „Anna wird nicht kommen können. Dawidowitsch ist ein Teufel. Er wird sie überwachen lassen. Sie hatte es mir bestimmt versprochen. Anna hält sonst immer Wort."

„Es ist schlimm, Wladimir," versetzte die halbblinde Gruscha. „Warum müssen wir solch ein Elend ertragen? Mein Gott, ich wünschte, es wäre schon alles vorbei. Wenn ich unsere Bauern in der Kapelle immer so singen höre, so denke ich: Gott müßte sich doch endlich unser erbarmen. Und doch hat er uns vergessen! Wir sind nur noch dreißig im Dorf. Alle, alle sind schon von uns gegangen. Nun ist auch Väterchen Nikafins heimgekehrt. Wer wird uns, die wir die letzten sind, noch trösten? Komm, Wladimir, wir gehen nach der Kapelle. Hörst du sie wieder singen? Nun haben wir nichts mehr auf Erden zu tun, als nur zu beten und zu sterben."

Sie schritten beide die stille Dorfstraße hinab. Etwas Eigentümliches, so Drückend-Unheimliches durchzitterte leise diese große Stille. Es war alles so ruhig, daß man fast den Schritt des Todes zu vernehmen glaubte, der von Haus zu Haus schlürfte, um die Seelen der Sterbenden nach seinem Schattenreiche zu holen.

In der Kapelle lagen die letzten Männer und Frauen des kleinen Dörfchens auf ihren Knien und sangen mit dünnen, weinenden Stimmen Sterbepsalmen.

Alle waren da, nur der Dorfkommissar nicht. Der hätte ja auch eine Kirche nie betreten dürfen. Er lag zu Hause mit den beiden Polizeiagenten betrunken in seinem Amtszimmer. Was kümmerte sie auch das dumme Bauerngewürm. Mochten sie alle wie Hunde verrecken!

Traurig, den Himmel ob seiner Unbarmherzigkeit anklagend, durchfluteten die schwachen Stimmen der ausgemergelten Menschen den kleinen Raum der hölzernen Kapelle. Wohl noch nie war mit solcher Inbrunst hier zum Allmächtigen gebetet worden, wie in den letzten Wochen und Tagen. Wohl hatte die Kapelle in ihren hundert Jahren schon manches Leid gesehen, aber in solcher Größe noch nie. Traurig schaute Christus vom Kreuz hernieder auf das Häuflein unglücklicher, wehklagender Menschen. Die Kerzen waren zu armseligen Stümpfen niedergebrannt. Es schien, als trauerte selbst die Kapelle, als ahne auch sie ihr schnelles Ende.

Telachowitsch und Gruscha waren still eingetreten. Niemand schaute auf sie. Sie knieten an der Tür nieder und begannen mitzubeten. Immer heftiger und lauter, immer klagender und herzzerreißender wurden die Stimmen der Betenden. Die Frauen überschlugen sich in hoher Fistelstimme, dazwischen klang das dumpfe Schluchzen der Männer.

Dann wurden die Stimmen leiser, immer leiser. Langsam erstarben die Psalmen in den trockenen, ausgedörrten Kehlen. Hier und da erhoben sich einige Bauern, blieben still stehen, gedankenvoll zur Decke starrend. Nun erhoben sich auch die letzten Beter. Auch Telachowitsch und Gruscha standen auf.

„Führ' mich bitte bis zum Altar," bat Gruscha. Telachowitsch erfüllte ihren Wunsch. Gruscha legte die Linke auf die Kante des Altars, richtete sich auf und sprach in gedämpftem Flüsterton:

„Schwestern und Brüder, ihr, die letzten unseres Dorfes, ihr betet zum Allmächtigen, daß er unsere Not wende. Warum aber wollt ihr Gott in seinem Willen hindern? Lasset uns sterben! Schaut euch um, überall ist der Tod. Keiner wird ihm entgehen. Wir alle sind von ihm gekennzeichnet worden. Warum warten wir noch auf ihn? Kommt, laßt uns ihm entgegengehen, ihm, dem Befreier, dem Erlöser! Oh, wie brennt der Hunger in unseren Gedärmen, wie höllisches Feuer brennt er. Auf unser heiliges Rußland ist auch ein großes, verzehrendes Feuer gefallen. Der höllische Brand in unseren Eingeweiden frißt unsere letzten Lebenskräfte — auch Mütterchen Rußland wird dieser letzte Brand verzehren. Darum lasset uns ein Feuer machen, lasset uns sterben in seinem Hause, denn er hat es gewollt. Sein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden. Kommt alle, ihr Brüder und Schwestern, kommt, lasset uns treten vor sein Angesicht."

Das kleine Häuflein Unglücklicher hatte tief ergriffen Gruschas Worten gelauscht. Nun, da sie geendet, erhebt sich lautes Murmeln:

„Gruscha hat recht. Wir wollen sterben! Wir wollen uns selbst dem Herrn im Brandopfer bringen."

Und eine fanatische Lebensverachtung brach sich auf einmal Bahn. Alle, alle wollten sterben. Sie schleppten Petroleum, Stroh und Lumpen herzu, begossen die hölzernen Wände der kleinen Kapelle, tränkten Altar und Allerheiligstes. Um die Kapelle erwuchs ein riesiger Haufen alten Strohs, welches man von den Dächern der Häuser heruntergerissen hatte.

Nun, da alle Arbeit beendet war, kehrten Männer und Frauen in ihre Hütten zurück. Sie suchten ihre Feiertagskleider aus den Schränken und Kommoden, ordneten sich die Haare und küßten noch einmal die Heiligenbilder an den Wänden. Die Frauen beeilten sich, um zur Kapelle zu kommen. Die Männer aber taten ihre letzte und wohl auch schwerste Arbeit, sie zündeten die Hütte an, welche die göttliche Tochter Freude für ewig verlassen hatte. — Eine ruhige, schöne Vergangenheit dörflichen Friedens ging in einem riesigen Flammenmeer auf — und wurde somit zu einer gewaltigen Anklage gegen das rote Regime, dessen Grundlagen nur Mord, Terror und Verbrechen sind.

Telachowitsch und Gruscha kamen eilend zur Kapelle, verfolgt von den betrunkenen Sowjetfunktionären, die mit lautem

Geschre, hinter ihnen herliefen, denn das viele Feuer ringsherum hatte sie fast von Sinnen gebracht.

Schnell warf Telachowitsch den brennenden Span in die riesigen Strohhaufen, die im Nu in hellen Flammen standen. Dann trat er in die Kapelle, warf die Tür ins Schloß und schob den eichenen Riegel vor. Knarrend schloß sich die Tür hinter einer furchtbaren Tragödie, deren letzter Akt hier nun zu Ende ging.

Mittlerweile waren der Kommissar und die beiden Polizeiagenten bei der Kapelle angelangt — und sahen ein Feuermeer, aus dessen Tiefe sonderbares Singen hervorquoll. Psalmen — Sterbepsalmen, traut und bekannt aus ihrer Kindheit Tagen. Ratlos standen sie da — und dann flohen sie gehetzt, wie wilde Tiere aus dem Dorf, hinaus ins weite Feld — nur fort, weit fort. — —

Durch den Wald aber raste ein Wagen, gelenkt von zwei Rotarmisten. Eine Frau aber stand darin aufrecht. Krampfhaft umklammerten ihre Hände den Kutschersitz. Ihre Augen starrten auf den Feuerschein, der weithin den Wald durchleuchtete.

„Sie haben das Dorf angezündet, die Unglücklichen. Gott im Himmel, hilf ihnen! Leute, fahrt zu!" schrie ihre Stimme.

Unbarmherzig schlugen die Rotarmisten auf die Tiere ein. Nur noch wenige hundert Meter — dann raste der Wagen durchs brennende Dorf, in dem sich zu Annas größter Verwunderung keine Menschenseele zeigte. Da vernahm sie aus der Kapelle leises Singen, von ächzenden Hustenlauten unterbrochen.

„Sie haben sich in die Kapelle eingeschlossen. Sie wollen verbrennen, sie sind alle wahnsinnig geworden," heulte Anna laut auf.

Sie sprang vom Wagen, donnerte mit den Fäusten an die Kapellentür:

„Aufmachen! Aufmachen!" gellte ihre Stimme. „Hier ist Anna Dawidowitschowa. Sie bringt Hilfe, bringt Brot!"

Doch niemand öffnete ihr.

„Brecht die Tür auf!" herrschte Anna die beiden Rotarmisten an. Doch diese glotzten blöde und zuckten fragend die Schultern:

„Womit? Hier ist nicht zu helfen. Die wollen doch sterben. Genossin Dawidowitschowa, siehst du denn das nicht?"

Gruscha lag nahe bei der Tür. Ihre Kleider standen in hellen Flammen. Ihre Lippen murmelten tonlos: „Dein heiliges Licht leuchte uns, jetzt und in dieser Stunde. Gib uns allen ein seliges Ende, behüte unsere Anna."

Da hörte sie die Schläge an die Tür und glaubte Annas Stimme zu vernehmen.

„Telachowitsch," rief sie mit leiser, verlöschender Stimme, „Telachowitsch, Anna ist da!" Doch der hörte nichts mehr. Er wand sich in furchtbaren Schmerzen unter den Brüdern und Schwestern, von denen immer noch einige sangen.

Anna zerrte immer noch an der Klinke, hämmerte mit blutenden Fäusten an der Tür, indessen die Rotarmisten versuchten, mit ihren Bajonetten die Tür aufzubrechen.

Da, auf einmal gab es ein Krachen und Bersten. Das Dach war niedergegangen. Ein furchtbarer Aufschrei von vielen Menschenkehlen durchzitterte die Luft. Mit einem Satz waren die Soldaten zur Seite gesprungen.

„Genossin Dawidowitschowa, zurück!" kam es brüllend aus ihrem Munde. Doch im selben Augenblicke wankte der Giebel und ging mit furchtbarem Getöse nieder. Dreck, Steine und brennende Balken wirbelten durch die Luft, hagelten nieder.

Anna fühlte sich von unheurer Gewalt niedergerissen. Ein furchtbarer Schlag auf den Kopf nahm ihr die Besinnung. Sie fühlte sich fallen in ein unendliches Nichts.

Still war es an dieser furchtbaren Stätte geworden. Die Soldaten hatten erschrocken diesem schrecklichen Schauspiel zugesehen.

Nun versuchten sie an den brennenden Trümmerhaufen heranzukommen, um Anna zu retten. Doch mit den nackten Händen ließ sich nichts schaffen. Der beizende Qualm benahm ihnen bald den Atem. Da gaben sie alle Versuche auf. Ganz verstört eilten sie zu ihrem Gespann. Doch die Pferde waren durchgegangen. Am Waldrande lag der umgestürzte Wagen, und die Pferde standen dabei mit zitternden, schäumenden Flanken.

Drüben vom Dorf aber kam in langen Schwaden dicker, beizender Rauch — und einzelne verhungerte Bauerngesichter aus den weit entfernt liegenden Dörfern tauchten auf, um zu sehen, was es gäbe.

Das Dörfchen am Kamafluß aber war den Weg des großen Vergessens gegangen.

Gespräch mit Lora

Von Karl Fuß

Mein Freund hat einen Papagei, der auf den Namen Lora hört. Hat ihn von irgendeiner exotischen Fahrt mitgebracht. Ein fabelhafter Bursche — der Papagei nämlich. Er spricht mehrere Sprachen, hätte also in der Vorkriegszeit einjährig dienen dürfen. Zwar muß zugestanden werden, daß er jeweils nur einige wenige Sätze jeder Sprache beherrscht. Deutsch spricht er übrigens durchaus mit fremdländischem Akzent, wie sich das für einen Exoten gehört.

Es ist sehr unterhaltsam, einem Gespräch meines Freundes mit Lora zuzuhören. Es kommt da mitunter so ein herrlicher Unsinn heraus, daß man versucht wäre, eine Weltanschauung daraus zu zimmern.

Eine Unterhaltung zwischen Lora und meinem Freund sieht ungefähr so aus:

„Guten Morgen, Lora, hast du gut geschlafen?"

„God save the queen."

„Willst du ein bißchen Zucker haben?"

„Ich liebe dich."

„Schönes Wetter heute, Lora, nicht?"

„Nitschewo."

„Quatsch doch nicht so dämlich, Lora!"

„Chacun a son gout."

„Du hast heute wohl wieder deinen philosophischen Tag, dummes Biest."

„Sie sind verrückt, mein Fräulein!"

Eine Unterhaltung von Geist, Grazie und Temperament, wird man zugestehen müssen. Sie ist meist noch durchsetzt von einigen kräftigen Flüchen und Schimpfworten verschiedenster Nationalität, denn Lora ging durch einige Matrosenhände, ehe sie bei meinem Freunde landete.

Er behauptet im Ernst, er habe sehr viel Anregung von Lora. Und in einer gelockerten Stunde vertraute er mir sogar an, er habe außerordentlich Wertvolles von Lora gelernt. Er nannte den Papagei geradezu ein Symbol des Menschenlebens und der Weltgeschichte. Mit souveräner Ueberlegenheit erklärte er, das Leben gebe auf unsere dringendsten Fragen und Anrufe ungefähr die gleichen geistvollen Antworten wie Lora. Sie erschienen sinnlos, und seien es vielleicht auch, aber so sei eben mal das Leben: ein Kunterbunt, das sich aber schließlich auf einige wenige immer gleichbleibende Formeln und Floskeln zurückführen lasse.

„Sagst du zum Schicksal: Gib mir dies und jenes, so antwortet es dir: Du bist verrückt! Klagst du es an: Du hast mir dies oder das vorenthalten, so antwortet dir das Leben vielleicht: Ich liebe dich! Und du magst darüber nachdenken, ob es nicht tatsächlich so ist und du dich nur täuschtest, als du es schmähtest. Wenn du begehrst oder liebst, so mögen die Parzen sagen Nitschewo und dich kaltblütig auf die Sandbank des Zweifels, der Resignation, der Verzweiflung setzen. Und bist du einmal übermütig und forderst das Leben heraus, so antwortet es dir: Quatschkopf. — „Ist's nicht so, Lora?" wandte er sich an den Papagei, der aufmerkam unserm Gespräch gelauscht hatte.

„Gib mir was zu fressen," sagte Lora . . .

Fröhliche Ecke

„Meine Frau geht mir über alles!"
„Meine auch — sogar über die Brieftasche!"

*

„Alles, was Frau Müller erzählt, ist übertrieben!"
„Na — dann frag sie einmal nach ihrem Alter!"

*

Beim Barbier

„Habe ich Sie nicht schon einmal rasiert?"
„Nein, die Narbe da stammt aus dem Krieg!"

*

Die erste Uhr.

Bubi hat zum Geburtstag eine Uhr geschenkt bekommen. Seine erste Uhr. Nun möchte er sie gern allen Leuten zeigen.

Sonntags stolziert er durch die Straßen. Da begegnet er einem freundlichen alten Herrn.

Bubi tritt an ihn heran, zieht seine Mütze und sagt:

„Ach bitte, würden Sie so freundlich sein und mir sagen, wieviel die Uhr ist."

„Gleich mein Junge," antwortet der freundliche alte Herr. „Es ist . . . es ist . . . zwei Minuten vor zwölf."

Würdevoll zieht Bubi seine erste Uhr aus der Tasche: „Stimmt!"